

Zeitschrift: Schweizerische Taubstummen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Fürsorgeverein für Taubstumme
Band: 6 (1912)
Heft: 24

Artikel: Wie Einer, den wir eigentlich lieber nicht bei uns haben möchten, es fertig bringt, dass wir ihn wieder gern haben
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-923424>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Belehrung

Zur Geschichte des Weihnachtsbaumes.

Der Weihnachtsbaum, wie wir ihn jetzt kennen, ist noch eine junge, eine sehr junge Sitte. Die erste sichere Beschreibung eines mit allerhand Zieraten, mit Aprikosen, Äpfeln, Oblaten, „Zischgold“ (Rauschgold) und Zucker, noch nicht hingegen mit Lichtern ausgeschmückten Weihnachtsbaumes, die wir kennen, stammt erst aus dem Jahre 1604, und zwar aus der Stadt Straßburg i. E. Freilich tun schon ein paar ältere Schlettstadter Urkunden aus den Jahren 1521, 1546 und 1555 kurz der „Weihnachtsbäume“ Erwähnung, deren Hauen im letztgenannten Jahre verboten wurde. — In jedem Fall ist das Elsaß die eigentliche Heimat des deutschen Weihnachtsbaumes, aus der er sich dann wohl erst im 18. Jahrhundert, frühestens am Ende des 17. langsam in einige andere Teile Deutschlands verbreitet zu haben scheint. Wo die Sitte aber Fuß faßte, hat sie offenbar überall rasche und große Beliebtheit erlangt. Ist es doch bezeichnend, daß in dem Jahre, wo Goethe nach Weimar kam, 1775, daselbst vom Herzog ein Verbot gegen das Ausräubern der Waldungen nach Christbäumen erlassen werden mußte! Die Sitte, brennende Lichter in dem grünen Baum anzubringen, läßt sich aber selbst noch im 17. Jahrhundert weder im Elsaß noch irgend anderswo nachweisen. Die älteste Literaturstelle, die ausdrücklich der Lichter im Baum Erwähnung tut, stammt sonderbarerweise erst aus dem Jahr 1737 und scheint sich auf die Bittauer Gegend zu beziehen; immerhin ist durch eine Notiz Jung-Stillings im „Heimweh“ das Vorkommen der Sitte für die Zeit um 1750 auch schon im Nassauischen nachgewiesen, und ebenso spricht Goethe im „Werther“ von der Kindheit, die der „aufgeputzte Baum mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Äpfeln in paradiesische Entzückung versetzt“. Der lichtergeschmückte Weihnachtsbaum muß also gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts immerhin schon einige Verbreitung gehabt haben; aber wo und wann er zuerst gebrannt hat, woher die hübsche Sitte stammte, ist bisher in keiner Weise klargestellt worden. Für Deutschland und Europa überhaupt läßt sich der Brauch, wie gesagt, nicht früher als 1737 nachweisen.

Umso merkwürdiger ist die Tatsache, daß eine 1556 im Druck erschienene Reisebeschreibung des italienischen Edelmanns Bartoman oder Bartomans vom Jahre 1503 von einem eigentümlichen Brauch berichtet, den der Verfasser in der Nähe von — Kalkutta (in Indien) kennen lernte, indem man dort alljährlich am 25. Dezember die einen Wasserteich umrahmenden Bäume einer vielbesuchten Tempelwallfahrtsstätte mit unzähligen Lichtern und Ampeln ausschmückte!

Zur Unterhaltung

Wie Einer, den wir eigentlich lieber nicht bei uns haben möchten, es fertig bringt, daß wir ihn wieder gern haben.

Vater Ziegler in Wilhelmsdorf erzählte einmal: Emil Frisch, ein jüdischer Reisender, wendet sich wegen seines 15-jährigen taubstummen Bruders in herzbeweglichen Worten an uns. Der vorgetragene Sachverhalt ist folgender: Der Vater ist alt, die Mutter ist gestorben, Moses, sein Bruder, ist noch in keiner Taubstummenanstalt gewesen, nirgends hat man ihn aufgenommen und der allein stehende Vater kann nicht für ihn sorgen, zudem lebt er weit hinten in Galizien. Er, der Sohn Emil, lebt als Reisender in guten Verhältnissen in der Schweiz, wo er seinen Wirkungskreis hat, und ist willens, für seinen Bruder zu sorgen; aber keine Anstalt tut sich ihm auf. Seine letzte Zuflucht sind wir.

Wir haben große Bedenken.

Allein seine brüderliche Liebe treibt ihn zu uns, und er weiß unsere Herzen so zu bewegen, daß wir endlich sagen: „Moses soll in Gottes Namen kommen.“

Der Bruder verspricht, für das jährliche Kost- und Bildungsgeld aufzukommen.

Eines schönen Tages kommen Vater Wolf Frisch, Bruder Emil und Moses angefahren. Wir sahen sofort, daß Moses nicht bildungsfähig ist. Allein, die weite Reise war gemacht, und der Vater hatte seine Heimat aufgegeben und wollte sich in den Rheinlanden niederlassen.

Was war zu tun? Die Verträge wurden abgeschlossen auf inständiges Bitten und beschlossen, einen Versuch zu wagen. Der Vater sprach nicht deutsch. Er trug seine Haare in

großen langen Locken und war in Manieren und Kleidung der Ausdruck eines echten jüdischen Mannes.

Wir beherbergten die ganze Gesellschaft. In der Morgenfrühe zogen der Vater und der ältere Bruder ab. Wir fanden es aber für gut, die Betten, in denen sie geschlafen, gründlich zu reinigen und Moses gründlich zu baden und aus seinen Kleidern alle Lebewesen zu vertilgen.

Nach einem Vierteljahr kam Bruder Emil wieder. Er bezahlte das zweite Vierteljahr Kostgeld, fand alles vortrefflich, seinen Bruder zu seinem Vorteil sehr verändert und sprach uns Mut zu.

Seit dieser Zeit sind aber zwei Jahre ins Land gegangen und wir haben weder von Bruder Emil noch von Vater Wolf etwas gehört oder zu sehen bekommen.

Alle Schreiben, seien es eingeschriebene oder uneingeschriebene Briefe, auch Erkundigungen bei zuständigen Polizeibehörden, sind vergeblich. Von Bruder Emil und Vater Wolf ist weit und breit nichts zu entdecken.

Wir haben nun Gelegenheit, weitgehenden Vermutungen freien Spielraum zu lassen.

Sind Vater und Sohn wohl wieder nach Galizien zurückgegangen? Wären sie in Deutschland zu finden oder sind sie über den Kanal nach England oder gar über das große Wasser nach Amerika gegangen? Hat sie die Not zu diesem Schritt getrieben oder steckt ein fein angelegter Plan hinter der ganzen Sache? Wird vielleicht der Bruder eines schönen Tages wieder erscheinen, um Entschuldigung bitten und alles bei Heller und Pfennig bezahlen, oder hat der Bruder Emil die Ueberzeugung gewonnen, daß er uns seinen taubstummen Bruder ruhig überlassen könne, und wird uns Moses zeitlebens bleiben?

Sollen wir über die Schlaueit des jüdischen Kaufmanns oder über unsere Einfalt ärgerlich sein?

Keines von beiden. Dem sei wie ihm wolle. Moses ist zwar nicht bildungsfähig; aber er ist liebebedürftig und liebt und will geliebt sein. Wir nehmen an, daß nicht der schlaue Bruder, sondern der liebe Gott dem armen Jungen ein warmes Nest verschafft habe. Wir haben Moses um Christi willen lieb, und er soll es bei uns gut haben.

Unser Moses Frisch hat eines schönen Tages den Trieb des Wanderns in sich gefühlt und ist auf und davon, sei's in dem Gedanken, die

Seinigen aufzusuchen, oder auf eigene Faust zu probieren, wie das Leben sich anderswo gestalte.

Die Zeit, in der er mit andern auf einer entlegenen Wiese Dünger ausbreiten mußte, schien ihm die günstigste; er blieb etwas zurück und ward nicht mehr gesehen.

Wir kamen natürlich in große Sorge; denn wir glaubten, er könnte verunglückt und in einen Kanal oder in ein tiefes Torfloch gefallen und dadurch ums Leben gekommen sei. Das ganze Ried wurde deshalb zu verschiedenen Zeiten und zu verschiedenen Tagen mehrmals abgesucht. Ein Teil der Zöglinge des Knabeninstituts wurde aufgebeten, um nach dem Vermissten zu streifen; an die benachbarten Landjägerstationen und Polizeibehörden wurde teils telephoniert, teils geschrieben; es war alles vergeblich.

Da, endlich nach 8 Tagen, wurde von der 20 Kilometer von uns entfernten Spitalverwaltung in Psullendorf angefragt, ob wir nicht einen Taubstummen vermissen, er sei dort mit einer dreizackigen Düngergabel, auf der der Name J. Z. eingebrannt sei, eingeliefert worden.

Wir waren natürlich sehr froh und schickten alsbald hin und ließen ihn holen und durften bei dieser Gelegenheit erfahren, wie unser Moses es einrichtete, sich durchzuschlagen.

Unser Moses kam bei Nacht in die Nähe eines einsamen Bauernhofes. Die Bewohner waren frühzeitig zu Bett gegangen. Moses wollte sich auch eine Ruhestätte verschaffen und ging auf den Hof zu. Der laut bellende Kettenhund schreckte ihn durchaus nicht; denn der Taubstumme hörte ihn ja nicht. Moses öffnete unerwartet die Tür eines Wagenschopfs, fand dort Stroh und legte seine müden Glieder sorgenlos zur Ruhe und schlief unbekümmert den Schlaf des Gerechten.

Nach einiger Zeit sagte der Hausbesitzer zu seiner Frau: „Es muß doch nicht mit rechten Dingen in unserem Hause zugehen; denn sonst würde unser Hund nicht schon stundenlang bellen. Der Hausherr steht deshalb auf, die Laternen werden angezündet und das Haus mit dem Gefinde umstellt, um die Einbrecher zu fangen.“

Aber unser Moses wurde in seinem Strohlager nicht entdeckt, und die Leute durchlebten eine sorgenvolle Nacht.

Endlich, als es Tag geworden, erwachte unser Moses, nahm seine Mistgabel auf die Schulter und betrachtete mit neugierigen Blicken

das Haus, das ihn so gastlich beherbergt hatte.

„Da ist er! Da ist er!“ hieß es auf einmal. Alle Bewohner sprangen auf den Hof, um den Kampf mit dem Einbrecher aufzunehmen. Die spitze Mistgabel schien ihnen aber anzudeuten, man solle dem gefährlichen Menschen zehn Schritt vom Leib bleiben.

Alein Moses ging mit dem freundlichsten Lächeln auf die Bewohner zu, indem er seine blendend weißen Zähne zeigte, ging zum Erstaunen der Hofbewohner sogar in das Haus hinein, und setzte sich, ohne ein Wort zu verlieren (er war ja taubstumm) an den Tisch, nachdem er seine gefährliche Gabel beiseite gestellt hatte. Dieses vertrauenerweckende Zeichen erweckte auch in der Bauernfamilie wieder Vertrauen. Die Kinder kamen herzu, Moses nickte freundlichst und lächelte verbindlichst, und was wollte die Bauernfamilie besseres tun, sie hat schließlich auch gelächelt. Gesprochen wurde nur leise, der Fremdling aber desto mehr, besonders von den Kindern, angestaunt. Als schließlich die Hafergrütze zum Morgenimbiss aufgetragen wurde, da hat Moses sich erhoben und sich ohne weitere Umstände und, ohne eine besondere Einladung abzuwarten, an den Tisch gesetzt, auch nach einem Löffel gegriffen und getan, wie die andern taten, er hat mitgegessen und hat, da ihm das Abendbrot entgangen war, die gute Suppe sich trefflich schmecken lassen. Um das, was gesprochen und über das, was zuerst leise und später immer lauter über ihn verhandelt wurde, hat der Taubstumme sich nicht bekümmert; er hat es ja nicht gehört.

Als der Bauer und sein Gesinde die Stube verließen, hat Moses wieder seine spitze Gabel geschultert, und den Hof unter freundlichem Lächeln und unter lautem Gebell des Hundes langsam verlassen. Sprachlos und kopfschüttelnd schauten die Bewohner des einsamen Hofes ihm nach; so etwas war ihnen doch noch nie vorgekommen.

Gegen Abend kam unser Wanderer mit seiner Gabel auf dem Rücken in der Stadt Pfullendorf an. Er hatte ohne Zweifel wieder ordentlich Hunger bekommen; deshalb machte er vor jedem Hause Halt, schaute hinauf und lächelte, zeigte dadurch seine blendend weißen Zähne und nickte freundlich. Er deutete auf seinen Mund, machte das Zeichen der Taubstummen, daß er in den Mund etwas bekommen möchte. Da er aber gut gekleidet war, hohe Stiefel

trug und die Mistgabel auf der Schulter hatte, so ahnte niemand, daß der junge Mensch um eine Gabe bitte. Sie deuteten vielmehr diese Zeichen, als ob er ihnen eine Rußhand zuwerfe und glaubten in ihm einen bis jetzt unbekannten Knecht des Städtchens zu erblicken. Wenn unser Moses nun einsah, daß seine Bemühung fruchtlos war, so ging er um ein Haus weiter und machte dort dieselben Bewegungen. So machte er es durch eine Straße der ganze Stadt hindurch. Die Kinder und die Alten, die auf der Straße gingen, wurden auf ihn aufmerksam. Sie fanden das Gebahren dieses vermeintlichen Knechtes höchst sonderbar, blieben stehen und betrachteten sein Tun eine Zeitlang. Die spitze Mistgabel hielt aber alle ab (da sie ihm nicht recht trauten), ihm zu nahe zu kommen.

Endlich wurde durch den Zulauf auch die Polizei auf Moses aufmerksam.

„Was machen Sie da?“ wurde er angeredet; „Ihre Papiere!“

Der Polizist erhielt selbstverständlich keine Antwort, und anstatt der Papiere zeigte Moses mit verbindlichem Lächeln die weißen Zähne.

Unter nicht mißzuverstehenden Zeichen wurde ihm jetzt bedeutet, mitzukommen.

Moses hinkte nun (er hatte seine Füße wundgelaufen) gehorsam neben dem Polizeimann her. Er wurde auf die Wachtube geführt und wurde verhört, und festgestellt, daß es entweder ein Taubstummer oder ein Simulant* sein müsse. Geld und Wertsachen waren bei ihm nicht zu finden. Der einzige schriftliche Ausweis, der gefunden wurde, war das eingebraunte J. Z. an seiner Düngergabel. Da er aber nicht als gemeingefährlicher Mensch angesehen wurde und wundgelaufene Füße hatte, so wurde er einstweilen in den Spital zur Pflege übergeben.

Wir ließen ihn abholen, bezahlten die Unkosten und dankten Gott, daß unser Moses nicht in einer Dorfgrube verunglückt war und wir ihn wieder weiter pflegen durften.

Allerlei aus der Taubstummenwelt

London. Nationaler Klub der Tauben. Seit mehreren Jahren schon existierte in London ein an Mitgliedern reicher Taubstummen-Verein, der sich von Zeit zu Zeit in einem bekannten

* Simulant = Verstellender, Krankheitsheuchler.